

## REZENSIONEN

**Katrin Reichelt: Von der Unmöglichkeit, die richtige Entscheidung zu treffen. Hilfe für verfolgte Juden im deutsch besetzten Litauen, 1941–1944, Berlin: Lukas Verlag 2020, 476 S., Abb. ISBN: 978-3-86732-343-7.**

Katrin Reichelt schildert in dem zu besprechenden Buch die Taten von Menschen, die den Judenmorden in Litauen Widerstand leisteten, indem sie den Opfern halfen. Es sind im wahrsten Sinne des Wortes Lebensgeschichten, die die Schicksale der jüdischen Verfolgten mit denen ihrer Retter verknüpfen. Herausgegeben wurde der Band von der Gedenkstätte Stille Helden in der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

Vor den Einzelfällen steht eine historische Einführung in das Geschehen, die lediglich eine sehr knappe Annotation enthält. Der Text führt zu den eigentlichen Themen des Buches hin, vermag aber im Einzelnen nicht immer zu überzeugen. So betrug die Stärke der Einsatzgruppe A nicht 660 Mann (S. 14, 17), sondern fast 1 000. Die Besetzung von Kaunas wird auf den 25. Juni datiert (S. 17), auf S. 32 wird dagegen zu Recht davon gesprochen, dass die Wehrmacht Kaunas bereits am 24. Juni erreichte. Auch die Aussage, Litauer seien zum ‚freiwilligen‘ Dienst in der Waffen-SS registriert worden (S. 21), trifft wohl auf Lettland und Estland, nicht aber auf Litauen zu, denn hier gelang es dem passiven einheimischen Widerstand, die Aushebungen für die Waffen-SS zu verhindern, indem man mehr Zwangsarbeiter für den Einsatz im Deutschen Reich stellte. Auch die Geschichte des litauischen Judentums setzt teilweise Schwerpunkte, die der Rezensent etwas anders gewichten würde, z.B. bei der m.E. zu starken Betonung der Bedeutung des Katholizismus für das Anschwellen eines ökonomischen Antisemitismus in den 1930er Jahren (S. 25). Zudem lassen Details eine letzte Korrektur vermissen: Das notorische Massaker an Juden im Hof der Genossenschaft Lietūkis wird einmal auf den 27. Juni (S. 32) und einmal zutreffend auf den 25. Juni (S. 34) gelegt. In der Biografie zu Ona Šimaitė heißt es einmal, die Genehmigung zum Betreten des Ghettos sei für den 24. September erteilt worden, nur zwei Seiten später ist vom 24. August die Rede (S. 118, 120). Ärgerlich ist auch die Bildunterschrift zu einem ikonischen Foto des jüdischen Partisans Abba Kovner, das ihn angeblich am Tag des Einmarsches der Roten Armee in Vilnius im Oktober (!) 1944 (!) zeigt (S. 452): In Wahrheit eroberte die Rote Armee die Stadt im Juli 1944. Offensichtlich hielt der Verlag eine Lektorierung des Textes für unnötig.

Zumindest diskussionswürdig erscheint die Behauptung, die SS und die Sicherheitspolizei seien die eigentlichen Herren über die Ghettos gewesen, was die zentrale Rolle der deutschen Zivilverwaltung nicht genügend würdigt (S. 45). Auch die Aussage, „regelmäßige Selektionen“ (S. 52) bzw. „regelmäßige Morde“ (S. 65) hätten den Alltag geprägt, gilt nur bis zum Dezember 1941 und nach der Übernahme der Ghettos durch die SS im Herbst 1943. Im Übrigen wurden ‚nur‘ die Ghettos in Šiauliai und Vilnius im Herbst 1943 liquidiert (S. 52), das Ghetto in Kaunas existierte als Konzentrationslager bis zum Sommer 1944.

Anschließend zeigt die Verfasserin die Möglichkeiten auf, sich der deutschen Herrschaft zu entziehen. Dabei wechselt ihre Darstellung manchmal zwischen Verstecken (Malinen) und Flucht einerseits und Widerstand in den Ghettos andererseits. Was die Situation in Vilnius anbelangt, so sei der Hinweis erlaubt, dass der beschriebene Gegensatz zwischen

dem „Ghettovorsteher“ Jakob Gens und der Fareinikten Partisaner Organisation (S. 63-65) durchaus auch die gesamte Ghettobevölkerung berührte. Die von Gens vertretene Meinung, bewaffneter Widerstand werde zur Liquidierung des gesamten Ghettos führen, fand zweifellos eine breite Zustimmung unter den Menschen.

Vor diesem Hintergrund gab es dennoch Personen, die den Juden halfen. Das mochten einheimische Hausmeister sein, die den Häschern wider besseres Wissen mitteilten, es gebe keine Juden im Gebäude, oder Litauer, die Juden einige Nächte versteckten (S. 66 f.). Und dann gab es Helfer, die Kinder aus den Ghettos schmuggelten und Juden eine permanente Zuflucht verschafften oder sie unterstützten, durch die Wälder zu sowjetischen Partisaneneinheiten zu gelangen. Zahlenangaben sind naturgemäß schwer zu geben: Katrin Reichelt stützt sich auf die Untersuchungen des Jüdischen Museums in Vilnius, das von ca. 3 000 geretteten Juden und rund 2 300 Helfern ausgeht. In Yad Vashem werden 904 Personen aus Litauen als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt.

Damit ist der Leser zum Hauptteil des Buches gelangt: 13 (Über[-])Lebensgeschichten werden vorgestellt. Neben bekannten Rettern wie den deutschen Soldaten Anton Schmid und Karl Plagge (S. 249-281), der litauischen Bibliothekarin Ona Šimaitė (S. 113-136), dem Kreis in Kaunas um Margarethe Holzmann (S. 341-415) oder dem japanischen Diplomaten Chiune Sugihara (S. 313-338) finden sich auch unbekannte(re) Biografien wie die der Familie Volpert-Gurvitch (S. 177-216). Auch die Sprache des Buches ändert sich, stark narrative Elemente vermitteln einen Eindruck von der Situation der Betroffenen. Katrin Reichelt ist es gelungen, einen adäquaten Stil zu entwickeln, der basierend auf den (manchmal) spärlichen historischen Quellen und Zeugnissen die Ereignisse erzählt. Unterstützt wird diese Darstellung durch geschickt ausgewählte Bilder, die die Narration im wahrsten Sinne des Wortes illustrieren. Zu Beginn der Familiengeschichte Kaplan lernt man z.B. die Eltern und die beiden Kinder auch visuell kennen (S. 75 f.). Der Marsch ins Ghetto in Kaunas wird durch entsprechende Fotos optisch nachvollziehbar (S. 80). Wichtig erscheint dem Rezensenten der Hinweis, dass sich die Geschichten nicht nur auf die Zentren Vilnius und Kaunas beziehen, sondern auch die litauische Provinz miteinbeziehen: Das Schicksal der beiden Kinder der Familie Meras beginnt in Kelmė (S. 139), die Familie Volpert-Gurvitch stammt aus Telšiai (S. 177).

Eine der bewegendsten Geschichten ist die von Icchokas Meras und seiner Schwester Yonina Meraitė: Die beiden Kinder, deren Eltern in den ersten Kriegswochen ermordet wurden, überlebten durch den Mut von Litauerinnen und einigen ihrer Männer, die die Kinder aufnahmen und bei sich versteckten (S. 139-154):

„Ich saß jetzt auf der Straße [...] und wußte nicht, was ich tun sollte [...] Ich weinte bitterlich. Dies war der Moment, als Juozas Dainauskas an mir vorbeiging. Für mich war er einfach ein Fremder, der ein wenig betrunken war. Er beugte sich zu mir und fragte mich, warum ich weine. Ich sagte ihm direkt, dass ich ein jüdischer Junge sei, den niemand bei sich aufnehmen wolle und dass man mich bei den Behörden abliefern wolle [...] Dann nahm er mich an der Hand und brachte mich zu sich nach Hause, direkt in die Hände seiner Frau Bronislava [Bronė] Dainauskienė und sagte ihr: ‚Hier ist noch ein Kind für dich.‘ Sie selbst hatten sechs Kinder: Veronika, Petras, Ona, Aleksas, Stefa und Genė. So wurde ich zum siebten Kind im Haushalt der Familie Dainauskas.“ (S. 147, 149).

Obwohl die einzelnen Erzählungen sich auf eine Hauptperson konzentrieren, werden weitere Einzelschicksale und Leben vorgestellt: In fast allen Fällen konnte die Hilfe und Rettung nur bewerkstelligt werden, weil sich viele Menschen an ihr beteiligten. Doch es geht in dem Buch nicht nur um Personen, sondern auch um Orte der Zuflucht wie das Benediktinerkloster von Vilnius (S. 217-247), in dem der später berühmte Maler Samuel Bak und seine Mutter am Beginn und am Ende der deutschen Herrschaft Unterschlupf fanden, oder um Kinderheime in Kaunas (S. 417-443).

Ein knappes Nachwort (S. 445-465) dient der Verdeutlichung des Buchtitels: Eben weil der Vernichtungswille sowohl die jüdische Bevölkerung als auch den geografischen Raum betreffend umfassend war, blieb den Menschen so gut wie kein Spielraum. In diesem Zusammenhang wird auch nochmals auf den jüdischen Widerstand in den Ghettos und bei den Partisanen eingegangen. Hervorzuheben ist das reichhaltige Bildmaterial, das dem Leser auch einen visuellen Eindruck von den allgemeinen Geschehnissen und den Protagonisten vermittelt. So findet auch der Fachmann noch Fotos, die ihm bislang unbekannt waren (z.B. S. 46 f.).

Trotz der erwähnten formalen und inhaltlichen Schwächen ist das Buch unbedingt zu empfehlen: Durch die Individualisierung des Judenmordes, die in den 13 Geschichten eindrücklich geschildert wird, wird die Ungeheuerlichkeit dieses Verbrechens umso deutlicher. Es zeigt sich, was Menschen Menschen antun können, aber auch, welche tiefe *humanitas* andere unter Einsatz ihres Lebens bewegte, den Opfern beizustehen.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Heidi Hein-Kircher, Ilgvars Misāns (Hrsg.): Stadtgeschichte des Baltikums oder baltische Stadtgeschichte? Annäherungen an ein neues Forschungsfeld zur baltischen Geschichte, 2., überarb. u. erw. Aufl., Marburg: Verlag Herder-Institut 2016, 219 S., ISBN 978-3-87969-406-8.**

Die Herausgeberin Heidi Hein-Kircher und der Herausgeber Ilgvars Misāns verstehen den 2016 erschienenen Sammelband als eine Art Bestandsaufnahme der Stadtgeschichte des Baltikums. Der Band basiert auf der ersten Tagung zur Baltischen Stadtgeschichte, die in Riga im Jahr 2012 stattfand. Die Herausgebenden möchten mit der Publikation neue Impulse für die weitere Forschung im Bereich der Stadtgeschichte setzen. Dazu gehört zum Beispiel der Wunsch, die „Fixierung auf die Metropolen“ (S. 2) durch eine neue Aufmerksamkeit gegenüber Entwicklungen in den kleineren Städten zu ersetzen oder zu ergänzen. Dies gelingt in diesem Band nur in Teilen, denn nur wenige Beiträge befassen sich mit anderen Städten als Riga, Reval/Tallinn, Wilna/Vilnius und Königsberg/Kaliningrad; Städte, die in der Einleitung als Metropolen klassifiziert werden (S. 11).

In der Einleitung wird der Sammelband viel zu zurückhaltend „als erste Bestandsaufnahme eines noch wenig ausgeprägten Forschungsinteresses“ (S. 17) angekündigt. Dabei liest man die Beiträge durchgehend mit Gewinn, da in ihnen Forschungsstände (auch für den Nicht-experten) gut zusammengefasst werden: im ersten Teil etwa Heidi Hein-Kircher zur Stadt- und Urbanitätsgeschichte Ostmitteleuropas, Roman Czaja zu Polen, Juhan Kreem zu Estland, Ilgvars Misāns zu Lettland und Andreas Fülberth zum Anteil auswärtiger Forschender an der Stadtgeschichtsforschung Rigas und Revals/Tallinns seit Mitte des 20. Jahrhunderts.

Allerdings passt die Aufteilung in einen ersten Teil zur Historiografie der Stadtgeschichtsschreibung und einen zweiten Teil zu Ansätzen und Perspektiven der baltischen Stadtgeschichtsschreibung nicht ganz, da auch der zweite Teil historiografischen Fragen gewidmet ist. In diesem zweiten Teil bezieht zum Beispiel Inna Põltsam-Jürjo in ihrem Überblicksbeitrag über das livländische Städtewesen im Mittelalter auch die kleineren Städte und Städte ohne Stadtrecht („Marktflecken“ und „Hackelwerke“) mit ein, skizziert Konjunkturen und weist auf die Stadt-Land-Beziehungen als ein wichtiges Forschungsdesiderat hin. Aleksandrs Ivanovs hebt die nur fragmentarisch und politisch-ideologisch geprägte Darstellung der livländischen Städte in einschlägigen altrussischen Chroniken hervor. Jurgita Šiaučiūnaitė-Verbickienė bietet einen gelungenen Überblick über die „non-Christian minorities“ (Juden, Tataren, Karaiten) in der (vor allem, aber nicht ausschließlich litauischen) Geschichtsschreibung vom 19. Jahrhundert bis heute, die stark von politischen Bedingungen geprägt war. Sie konstatiert, dass bis heute eine integrierende Stadtgeschichtsschreibung fehle, die die Geschichten verschiedener religiöser und nationaler Gruppen in einem größeren urbanen Kontext erforscht. Karin Hallas-Murula präsentiert in ihrem Beitrag über den finnischen Architekten Eliel Saarinen einen Vergleich seiner Stadtpläne für Tallinn (1913) und Canberra, Australien (1912) und hebt die Ähnlichkeiten zwischen beiden hervor. Der sehr instruktive Beitrag von Mārtiņš Mintaus über die Altstadt Rigas und ihrer Rolle in der lettischen Architekturhistoriografie von den 1860er bis in die 1980er Jahre stellt die 1970er und 1980er Jahre als ein Jahrzehnt dar, das durch einen Aufschwung der Stadtforschung geprägt war. Zu diesem Ergebnis kommt auch Ilgvars Misāns in seinem Artikel. Der etwas skizzenhafte Aufsatz von Vasilijus Safronovas untersucht die symbolische Aneignung der Stadt Klaipėda bzw. ihrer Stadtgeschichte nach 1945, die sich deutlich von Kaliningrad und Allenstein/Olsztyn unterschied.

Während die Bestandsaufnahme und der historiografische Überblick *grosso modo* gelingt, gilt das weniger für die Analyseansätze und perspektivischen Annäherungen an das Thema. Die Publikation bietet der künftigen Forschung keine wirklich zündende Idee an. Woran mag das liegen? Vielleicht können drei Überlegungen weiterführen: Erstens nimmt die moderne Stadtgeschichtsforschung die allgemeinen Trends der Sozial- und Kulturgeschichte auf, die Hein-Kircher in ihrem Beitrag nennt. Dadurch wird die Stadtgeschichtsforschung aber zum Teil auch ein beliebiges Forschungsfeld und genuine Themen und Perspektiven geraten aus dem Blick. Die in dieser Publikation an verschiedenen Stellen favorisierte integrierende Stadtgeschichte, mit der religiöse und ethnische Gruppen im städtischen Raum untersucht werden, gehört spätestens seit den 1990er Jahren zur Agenda der Ostmittel- und Osteuropaforschung und ist nicht mehr neu, wenn auch empirisch nicht flächendeckend umgesetzt worden. Darüber hinaus sind Stadtypologien in der Regel nicht so originell, als dass sie der Forschung neue Wege weisen können. Zweitens scheint, ohne ein hohes Lied auf die Zeitgeschichte singen zu wollen, das eigentliche Forschungsdesiderat der Stadtgeschichtsschreibung des Baltikums die Zeitgeschichte (ab 1945) zu sein, die jedoch auch in der vorliegenden Publikation weitgehend unbehandelt bleibt. Dadurch fehlen wichtige multi- oder interdisziplinäre Impulse, etwa aus der Anthropologie, Soziologie, Geografie oder Umweltforschung, die auch auf die Stadtgeschichte von vor 1945 zurückwirken können. Drittens schließlich ist ein großes Thema der Stadtgeschichte des Baltikums die jahrhundertelange deutsche Dominanz, auch in der Historiografie. Lediglich Roman Czaja greift, wenn auch mit Bezug auf die polnische Historiografie zum Begriff

„kolonial“ (S. 47). Heuristisch kann es durchaus produktiv sein, für manche Fragestellung auch post-koloniale Ansätze aufzugreifen, oder aber die Möglichkeiten der Verflechtungsgeschichte oder der Forschung zu Wissenszirkulation in der Forschungsgeschichtsschreibung auszuloten.

So bietet die vorliegende Publikation zwar einen guten Ausgangspunkt für weitere Forschungen, erfasst aber die Spezifika der Stadtgeschichte und Stadtgeschichtsschreibung des Baltikums auf der konzeptionellen Ebene nicht in der Weise, dass wegweisende Richtungen vorgegeben würden.

Guido Hausmann, Regensburg

**Nina Seiler: Privatisierte Weiblichkeit. Genealogien und Einbettungsstrategien feministischer Kritik im postsozialistischen Polen, Bielefeld: [transcript] Gender Studies 2018, 339 S., ISBN: 978-3-8376-4189-9.**

Die internationale mediale Berichterstattung über Österreich war in den ersten Monaten des Jahres 2021 vom Eindruck gehäufter Femizide geprägt. Freilich sollen ungeprüft und unreflektiert keine Zusammenhänge mit dem anderen, noch größeren Eindruck der Gegenwart, dem Covid-Virus und seinen gesellschaftlichen Begleitumständen, hergestellt werden. Dennoch ist unmissverständlich festzuhalten, dass eine Untersuchung zu feministischer Kritik vor einem derartigen tagesaktuellen gesellschaftspolitischen Hintergrund keines Kommentars und schon gar keiner Rechtfertigung bedarf.

Die vorliegende, als Dissertation an der Universität Zürich angenommene Arbeit beschäftigt sich konkret mit Entstehungen und Ableitungen kritisch-feministischer Argumentationen in Polen seit den 1989 eingeleiteten Prozessen von Wende und Transformation. Nach der Einleitung zu Forschungsstand, Untersuchungsgegenstand und -material, Reflexionen zu methodischen Schlagwörtern (Intertextualität, Intonation, Ideologem) und Aufbau der Arbeit (Kapitel 1) werden zunächst die Geschlechtergeschichte Polens und ihre Thematisierung seit dem 18. Jahrhundert resümiert. Der Blick richtet sich dabei auf die Epoche der Volksrepublik und das Jahrzehnt nach der Wende, für das Schwerpunkte zu akademischem Feminismus einerseits und feministischer Polonistik andererseits gesetzt und verfolgt werden (Kapitel 2). Daran anschließend wird die für das untersuchte Themenfeld zentrale feministische Polonistin und Literaturkritikerin Maria Janion fokussiert (Kapitel 3). Dem folgen in den Kapiteln vier bis sieben drei Schritte theoretisch-methodischer, literarischer und sozialhistorischer Zuschreibung und Einbettung: Zunächst werden Rezeptionslinien anhand der Parameter Geschichte, Psychoanalyse und Liminalität aufgezeigt (Kapitel 4). Daran anknüpfend stellt die Autorin Techniken und Methoden des Schreibens unter gendertechnische Aspekte und ordnet sie den thematischen Richtlinien von Rezeptionskritik, Praktiken des Schreibens und Tradierungen unter (Kapitel 5). In einem letzten Schritt werden postsozialistische Abgrenzungen anhand der Kriterien weibliche Sphäre, Politisches und Apolitisches sowie der Frage der Individualisierung („Gemeinsam einsam“) konturiert (Kapitel 6). Das Schlusswort (Kapitel 7) konzentriert sich neben einer prägnanten Zusammenfassung auf einen Ausblick auf die Zeit nach der Jahrtausendwende. Das Quellenkorpus besteht aus fünf Arbeiten polnischer Literaturwissenschaftlerinnen, die die polnische Feminismus-Diskussion der 1990er Jahre signifikant und nachhaltig prägten: Inga Iwasiów (1994), Maria

Janion, Grażyna Borkowska (beide 1996), Eva Kraskowska und Krystyna Kłosińska (beide 1999).

Auf dieser Grundlage und entlang dieser Pfade gelingt Seiler ein themenspezifisch-komplex gegliedertes und verzweigtes Bild der Materie sowie der Diskussionen und Diskussionsebenen. Darüber hinaus gelingt eine Einbettung des Diskurses in die vor allem räumlich, aber auch zeitlich zu differenzierenden Transfers westlicher Positionen aus unterschiedlichen Phasen des Feminismus seit den 1970er Jahren nach Polen. Die Autorin bevorzugt in ihrer Konzeption den Begriff der Verknüpfung und legt in diesem Sinn Wert darauf, ein intertextuelles Netz zu erstellen. Weitere Parameter der Untersuchung sind die polnische Literatur- und Kulturgeschichte sowie die gesellschaftlichen und gesellschaftshistorischen Prozesse und Diskurse der Transformation. Vor dem Hintergrund einer breiten Kenntnis transferierter und transferierender Positionen der Diskussion kann Seiler die Auswahl ihrer untersuchten Textbeispiele plausibel als „motivierte, aber gleichsam persönliche wie materialgeleitete“ (S. 297) klassifizieren. Erfreulich offensiv – plausibel ja ohnehin – reklamiert sie die gesellschaftspolitische Relevanz ihres Themas einleitend und unmissverständlich exponiert, wenn sie den Hintergrund „der sich spaltenden polnischen Gesellschaft, in der religiöse und säkulare, konservative und liberale Weltansichten immer stärker auseinanderdriften und zunehmend in Konflikt geraten“ (S. 11), erörtert. Das Quellenkorpus wirkt in der argumentativen Konzeption präzise und zugleich in der analytischen Anwendung elastisch für die weitere Bearbeitung. Die berücksichtigte Forschungsliteratur erfasst alle einschlägigen Beiträge zu feministischen Diskussionen und Thematisierung von *gender* aus deutsch-, englisch-, französisch- und vor allem polnischsprachiger Perspektive bis zurück zu Sigmund Freud und Otto Weininger. Positiv hervorzuheben ist dabei die umfängliche Berücksichtigung und Ausweisung polnischsprachiger Übersetzungen von Arbeiten thematisch anleitender, aber nicht einschlägig ost(mittel)europäischer Autorinnen und Autoren wie Elisabeth Badinter, Roland Barthes, Simone de Beauvoir, Judith Butler, Michel Foucault oder Virginia Woolf. Seiler kann auf vier eigene Vorveröffentlichungen verweisen und zurückgreifen. Nützlich, sehr grundlegend und entsprechend konzise ist das beigegebene Begriffsverzeichnis.

Trotz des sehr positiven Gesamturteils sollen an dieser Stelle die Gliederung und die anteilmäßige Verteilung der Kapitel kritisch angesprochen werden: Zweifelsohne ist Maria Janion die Doyenne nicht nur der in der vorliegenden Arbeit fokussierten Feministinnen, sondern des gesamten untersuchten Themenkomplexes. Darüber hinaus ist sie die einzige, der – über eine hohe Dichte in der textinhärenten Berücksichtigung hinaus – explizit ein eigenes Kapitel gewidmet wird, dessen verhältnismäßig geringer Umfang die kompositorische Stimmigkeit der Arbeit marginal beeinträchtigt. Hier arbeitet die Autorin zum einen Janions Interesse an der Epoche der Romantik (Phantasma und Transgression unter Berücksichtigung von Aufopferung, Maskerade und Überwindung geschlechtlicher Binartität) heraus, zum anderen geht sie auf methodische Momente (etwa transnationale Perspektiven) oder auf speziellere Themenfelder (etwa den Transgender-Menschen Maria Komornicka/Piotr Odmieniec Włast) ein und betont dabei wiederholt Janions undogmatisch-marxistische Perspektive. Dies alles ist sehr plausibel, aber wäre es vor diesem Hintergrund nicht konsequenter gewesen, die gesamte Arbeit ausdrücklicher Janions Werk und Wirken zu widmen? In formal-organisatorischer Hinsicht ist schließlich das Fehlen jeglicher Register zu kritisieren. Stattdessen beschränkt sich die Ausstattung auf eine knappe und letztlich unklare

Liste mehrfach genannter bibliografischer Positionen (Titel von Monografien, Zeitschriften).

Janion ist es auch, der (fast) das gesamte Schlusswort eingeräumt wird, womit abschließend zu den eindeutig überwiegenden Vorzügen der Publikation zurück zu kommen ist. Da plädiert Janion zur phantasmatisch-einengenden Perspektive der Nationalkonservativen eine Alternative zu finden, „eine andere Narration herauszubilden, eine ‚andere Geschichte‘ zu erzählen“ (S. 310). Gerade der Umstand, dass der Gender-Geschichte heute, eigentlich aber schon seit den 2010er Jahren ein zunehmend schwerer Stand attestiert wird und auch zu attestieren ist, macht Publikationen wie die vorliegende – das sei im Anschluss an das einleitend Gesagte noch einmal unmissverständlich betont – gesellschaftspolitisch umso relevanter und wichtiger.

Christoph Augustynowicz, Wien

**Andrej Savin, Aleksej Tepljakov u.a. (Hrsg.): Ėcho Bol'shogo terrora. Sbornik dokumentov v trech tomach, Tom 3: Ėkisty Stalina v tiskach „socialističeskoj zakonnosti“. Ėgo-dokumenty 1938–1941 gg. [Das Echo des Großen Terrors. Dokumentensammlung in drei Bänden, Band 3: Stalins Tschekisten im Schraubstock der „sozialistischen Gesetzmäßigkeit“. Ego-Dokumente 1938–1941], Moskau: Probel-2000 2018, 928 S., ISBN 978-5-98604-686-0; [in ukrainischer Sprache:] Andrej Savin, Aleksej Tepljakov u.a. (Hrsg.): Vidlunnja Velykogo teroru. Zbirnyk dokumentiv u tr'och tomach, Tom 3: Ėkisty Stalina v leščatach „socialistyčnoji zakonnosti“. Ego-dokumenty 1938–1941 rr. Kyjiv: Vydavec' V. Zacharenko 2019, 936 S., ISBN 978-966-2258-11-0.**

Die Archivrevolution im postsowjetischen Raum schreitet weiter voran. Noch immer werden in den Archiven der Nachfolgestaaten der früheren Sowjetrepubliken umfangreiche Quellenkonvolute für die Wissenschaft erschlossen.<sup>1</sup> Zweifelsohne stellt die Herausgabe der dreibändigen Dokumentensammlung „Das Echo des Großen Terrors“ in der Historiografie des Stalinismus ein höchst bemerkenswertes Ereignis dar.<sup>2</sup> Die Veröffentlichung entstand im

1 Siehe z.B. die Dokumentenveröffentlichungen der letzten Jahre: Marc Junge, Bernd Bonwetsch (Hrsg.): Bol'shevistskij porjadok v Gruzii. V 2-ch tomach, Tom 2: Dokumenty i statistika [Die bolschewistische Ordnung in Georgien. In 2 Bänden, Bd. 2: Dokumente und Statistik], Moskau 2015; Alfred Eisfeld, Andrij Kogut u.a. (Hrsg.): „Velykyj teror“ v Ukrajinі: Nimec'ka operacija 1937–1938 rokiv: zbirnyk dokumentiv. Kyjiv 2018; dies. u.a. (Hrsg.): Der „Große Terror“ in der Ukraine. Die „Deutsche Operation“ 1937–1938, Berlin 2021; Mindaugas Pocius (Hrsg.): Lietuvos sovietizavimas 1947–1953 m: VKP(b) CK dokumentai: dokumentų rinkinys [Die Sowjetisierung Litauens 1947–1953: Dokumente des Zentralkomitees der VKP(b). Dokumentensammlung], Vilnius 2018.

2 Neben dem rezensierten Band wurden veröffentlicht: Valerij Vasil'ev, Roman Podkur (Hrsg.): Ėcho Bol'shogo Terrora. Sbornik dokumentov v trech tomach, Tom 1: Partijnye sobranija i operativnye coveščanija sotrudnikov upravlenij NKVD USSR (nojabr' 1938 – nojabr' 1939 gg.) [Das Echo des Großen Terrors. Dokumentensammlung in drei Bänden, Bd. 1: Parteiversammlungen und Einsatzkonferenzen der Verwaltungen des NKVD der Ukrainischen SSR (November 1938 – November 1939)], Moskau 2017; Sergej Kokin, Jeffrey Rossman (Hrsg.): Ėcho Bol'shogo Terrora. Sbornik dokumentov v trech tomach, Tom 2: Dokumenty iz archivnych ugovolnych del na sotrudnikov NKVD USSR, osuždennyh za narušenija socialističeskoj zakonnosti (oktjabr'

Rahmen des internationalen Gesamtprojekts „The Purge of the Purgers. Soviet Perpetrators on Trial 1938–1941“, das der auch als „Berija-Tauwetter“ bekannten, auf den „Großen Terror“ folgenden Kampagne zur Säuberung und Disziplinierung der Organe des NKVD der UdSSR gewidmet war.<sup>3</sup> Im Zuge dieser von Nikita Petrow als „erste Kaderrevolution in den Organen der Staatssicherheit“ bezeichneten Kampagne<sup>4</sup> wurden Ende 1938 und 1939 etwa 1 500 Mitarbeiter des NKVD verhaftet. Auf der Anklagebank fanden sich vor allem die Führungskader der Staatssicherheitsorgane wieder – Chefs der Regions- und Gebietsverwaltungen, der operativen Abteilungen und Unterabteilungen. Abgesehen davon wurden allein im Jahr 1939 etwa 7 500 Tschekisten aus den Organen der Staatssicherheit entfernt.

Die an dem Projekt beteiligten russischen, ukrainischen, deutschen, US-amerikanischen und kanadischen Historiker waren bemüht, auf zahlreiche mit dieser „Säuberung der Säuberer“ zusammenhängende Schlüsselfragen eine Antwort zu finden: Von welchen Motiven ließ sich die Sowjetführung leiten, als sie die Mitarbeiter des NKVD verhaften und vor Gericht stellen ließ? Gab es für die Auswahl der zu verhaftenden Mitarbeiter des NKVD klare Kriterien? Ging es bei dieser Säuberung darum, einen „Sündenbock“ zu finden, damit die Sowjetführung mit Josif Stalin an der Spitze die Schuld an den Massenrepressionen auf niedrigere Ränge abwälzen konnte? Mechanismen und politischen Ziele der Gerichtsprozesse wurden in diesem Zusammenhang untersucht und die Motive der Mitarbeiter des NKVD aufgeschlüsselt: Glaubten diese Akteure wirklich an das, was sie taten, oder waren sie Karrieristen, die die Befehle aus Angst oder bürokratischer Routine ausführten? Waren sie Sadisten, Kriminelle oder „ganz gewöhnliche Leute“? Als Hauptquellen für diese Untersuchung wurden die Ermittlungs- und Personalakten der verhafteten Mitarbeiter des NKVD sowie stenografische Protokolle der in den Organen der Staatssicherheit abgehaltenen Parteiversammlungen aus dem Staatlichen Archiv des Sicherheitsdienstes der Ukraine herangezogen.

1938 g. – ijun' 1943 g.), Kn. 1: NKVD Moldavskoj ASSR, Dorožno-transportnyj otdel GUGB NKVD Severo-Donckoj železnoj dorogi, UNKVD po Žitomirskoj oblasti i UNKVD po Odesskoj oblasti; Kn. 2: UNKVD po Kievskoj oblasti, UNKVD po Nikolaevskoj oblasti, UNKVD po Vinnickoj oblasti, UNKVD po Char'kovskoj oblasti i UNKVD po Vorosilovgradskoj oblasti. [Echo des Großen Terrors. Dokumentensammlung in drei Bänden, Bd. 2: Dokumente aus den Archiv-Kriminalakten zu den Mitarbeitern des NKVD der Ukrainischen SSR, die für Verstöße gegen die „sozialistische Gesetzlichkeit“ verurteilt wurden (Oktober 1938 – Juni 1943); Buch 1: NKVD der Moldawischen ASSR. Straßen- und Transportabteilung der Hauptverwaltung der Staatssicherheit der Nord-Doneck-Eisenbahn. Gebietsverwaltung des NKVD Žitomir und Gebietsverwaltung des NKVD Odessa; Buch 2: Gebietsverwaltung des NKVD Kiev, Gebietsverwaltung des NKVD Nikolaev, Gebietsverwaltung des NKVD Vinnica, Gebietsverwaltung des NKVD Char'kov, Gebietsverwaltung des NKVD Vorosilovgrad], Moskau 2018–2019. Alle Bände der Dokumentenserie wurden auch in ukrainischer Sprache veröffentlicht.

- 3 Neben dem dreibändigen Dokumentenband sind im Rahmen des Projekts auch die folgenden Bücher erschienen: Marc Junge, Lynne Viola (Hrsg.): *Čekisty na skam'e podsudimych. Sbornik statej* [Tschekisten auf der Anklagebank. Aufsatzsammlung], Moskau 2017; Lynne Viola: *Stalinist Perpetrators on Trial. Scenes from the Great Terror in Soviet Ukraine*, New York, NY 2017; Marc Junge: *Čekisty Stalina: mošč' i bessilie. „Berievskaja оттеpel“ v Nikolaevskoj oblasti Ukrainy* [Stalins Tschekisten: Macht und Machtlosigkeit. Das „Berija-Tauwetter“ im Gebiet Nikolaev, Ukraine], Moskau 2018.
- 4 Nikita Petrow: Die Kaderpolitik des NKWD 1936–1939, in: Wladislaw Hedeler (Hrsg.): *Stalin-scher Terror 1934–1941. Eine Forschungsbilanz*, Berlin 2002, S. 31.

Die vorliegende Rezension ist dem letzten, dritten Band der dokumentarischen Serie „Das Echo des Großen Terrors“, herausgegeben von dem deutschen Historiker Marc Junge und den russischen Historikern Andrej Savin und Aleksej Tepljakov, gewidmet. Im Mittelpunkt dieses Bandes stehen die von den Mitarbeitern des NKVD verfassten „Briefe an die Machthaber“. Diese Menschen, die es aus den höheren Sphären der Macht in Gefängniszellen verschlagen hatte, verstanden die Welt nicht mehr, weil sie nun von den gleichen Leuten, die ihnen diese verbrecherischen Befehle erteilt hatten, persönlich für deren Umsetzung haftbar gemacht wurden. In der Folge sahen sich viele der vor Gericht gestellten Tschekisten aus Angst vor Bestrafung oder in dem Bestreben, sich in den Augen der höchsten Macht zu rehabilitieren, dazu veranlasst, sich „nach oben“ zu wenden.

Schon aufgrund einer ersten Analyse der von den Tschekisten verfassten Einsprüche konnten die Herausgeber drei Hauptstrategien herausarbeiten, auf die die früheren Mitarbeiter des NKVD ihre Verteidigung stützten. Die erste lief darauf hinaus, die eigene Verantwortung für Verstöße gegen „die sozialistische Gesetzlichkeit“ zu leugnen und diese auf die höher stehende Führung, aufeinander oder auch (in äußerst seltenen Fällen) auf die örtliche Parteiführung zu schieben. Die zweite Verteidigungsstrategie bestand darin, die begangenen Verbrechen zu leugnen, kleinzureden und die allermeisten der vorgebrachten Anschuldigungen abzustreiten, insbesondere wenn es um die Anwendung körperlicher Gewalt oder die Fälschung von Ermittlungsdokumenten ging. Eine dritte Verteidigungsstrategie bestand darin zu beteuern, allzeit treue Stalinisten gewesen zu sein und weiterhin sein zu wollen.

Es lässt sich auch konstatieren, dass die Einsprüche der Tschekisten dem üblichen Muster des „Schreibens an die Machthaber“ entsprachen, das sich Ende der 1930er Jahre in der Sowjetunion herausgebildet hatte. Wie die breite Masse der „einfachen Leute“, die der Macht und ihren Privilegien fernstanden, versuchten auch die Tschekisten, die „Wahrheit“ an der Spitze der sowjetischen Staats- und Parteipyramide zu suchen, indem sie sich unmittelbar „an die Führer“ wandten. Sie setzten den Staat mit seinen Führungspersonen gleich und sahen in der persönlichen Ansprache den einzigen innerhalb des Systems von Patronage- und Klientelbeziehungen möglichen Kommunikationsmodus. Darüber hinaus waren die von den Tschekisten verfassten Schreiben in der Regel in einem hochemotionalen Ton gehalten, um so eine persönliche Beziehung zwischen Absender und Adressat aufzubauen. Sie demonstrierten ihre soziale Zugehörigkeit und ihre Integration in das stalinistische System durch ihre Fähigkeit, „bolschewistisch zu sprechen“. In perfekter Nachahmung der aus den sowjetischen Zeitungen und den Reden der Partei- und Sowjeteliten bekannten Lexik schworen sie der kommunistischen Partei und dem Sowjetstaat gegenüber auch aus den Gefängniszellen heraus ihre Treue, erklärten ihre Liebe und Ergebenheit für den Führer persönlich, forderten eine strenge Bestrafung der wahren „Volksfeinde“ und zeigten sich allem Antisowjetischen, Fremden und Feindlichen gegenüber unversöhnlich.

Wenn man nach den Besonderheiten der „Schreiben an die Machthaber“ als dokumentarische Quelle fragt, so bestanden diese darin, dass sich anhand dieser Dokumente der Blick auf die Einzelpersonen und die von ihnen verübten Verbrechen eröffnet. Die Tschekisten treten in ihren Schreiben nicht als unpersönliche „Schräubchen“ des Systems auf, sondern als Individuen. Infolgedessen erhalten die anonymen, abstrakten Strafinstanzen und -strukturen ein persönliches Gesicht. Außerdem lässt sich anhand dieser Dokumente klären, in welchem Maße die Mitarbeiter der Staatssicherheitsorgane für den Terror verantwortlich

und an diesem beteiligt waren, welche situativen und individuellen Aspekte ihrer Taten vorlagen und wie groß die Distanz zwischen Gesellschaft und Tschekisten war. Und nicht zuletzt lässt sich der Mythos zerstören, die Tschekisten seien ausschließlich gehorsame Erfüllungsgehilfen und schließlich selbst Opfer des Drucks von oben gewesen.

Außer den Schreiben der Tschekisten sind in den Sammelband auch verschiedene andere Dokumente eingegangen, anhand derer sich die Kampagne zur Disziplinierung des NKVD in ihren Kontext einordnen, deren Ziele aufdecken und deren Grenzen aufzeigen lassen. Dazu gehören u.a. die von den Opfern des „Großen Terrors“ und deren Verwandten verfasste „Schreiben an die Machthaber“, Tschekisten-Berichte, Befehle des NKVD der UdSSR aus den Jahren 1938/39, Materialien der von den Organen der VKP(b) durchgeführten Überprüfung der Mitarbeiter der Staatssicherheit, Zeitungsreportagen über öffentlich geführte Gerichtsprozesse gegen angeklagte Tschekisten usw. Einige der publizierten Dokumente wie z.B. die Personalakten der Mitarbeiter der Staatssicherheit bieten darüber hinaus die Möglichkeit, Lebenswege von Tschekisten und ihre Stellung in der sowjetischen Gesellschaft nachzuzeichnen.

Victor Dönninghaus, Lüneburg

**Sarah Scholl-Schneider, Moritz Kropp (Hrsg.): Migration und Generation. Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa, Münster u.a.: Waxmann Verlag 2018, 274 S., ISBN: 978-3-8309-3930-6.**

„Migration“ und „Generation“ zählen zu den geschichtlichen Grundbegriffen und sind jeweils mit einer breit gefächerten Publikationslandschaft verknüpft. Auch der Zusammenhang zwischen beiden ist wiederholt in den Blick genommen worden. Dabei dominieren aber nicht selten vermeintlich eindeutige Zuordnungen und Abgrenzungen (Erlebnisgeneration, Generation 1,5, Zweite Generation etc.), insbesondere an den Wegmarken historischer Zäsuren wie 1945 oder 1989. Referenz ist in der Regel die klassische Definition von „Generation“ als historisch-sozialer Einheit durch Karl Mannheim, bei der dem gemeinsamen Erleben tiefgreifender Transformationsprozesse eine zentrale Rolle zukommt.

Erklärtes Ziel des vorliegenden Bandes ist es demgegenüber, einen Blick hinter die kollektiven Zuschreibungen zu werfen. Mittels biografischer Perspektiven und der Beleuchtung transnationaler und intergenerationeller Aushandlungsprozesse sollen Wandel und Dynamik sichtbar gemacht werden. Der Band, der auf eine Tagung des Jahres 2015 zurückgeht,<sup>1</sup> wird von Moritz Kropp und Sarah Scholl-Schneider, einer ausgewiesenen Expertin der vergleichenden Kulturwissenschaften mit einem Schwerpunkt auf Ostmitteleuropa, herausgegeben. Dies schlägt sich auch in der Konzeption dieser Publikation nieder, wobei auch die frühere Sowjetische Besatzungszone (SBZ, DDR) als „östliches Europa“ gefasst wird und beim Großteil der Beiträge Perspektiven auf das östliche Europa – und nicht originär ost(mittel-)europäische Sichtweisen – dominieren.

Die insgesamt elf Beiträge des Bandes, die größtenteils auf abgeschlossenen Dissertationen beruhen, gliedern sich in drei Abschnitte. Im ersten werden Fragen des transgenerationalen Erlebens und der Tradierung von Migrationserfahrungen in den Blick genommen.

1 <https://www.hsozkult.de/event/id/event-79185> [letzter Zugriff: 9.01.2022].

Zwei Fallbeispiele beschäftigen sich mit der DDR bzw. der SBZ. Laura Wehr fragt nach der Erinnerung an die Ausreise bei Eltern und Kindern. Während das heutige Bild durch Berichte über ausgebürgerte oder ausgereiste DDR-Oppositionelle geprägt ist, lenkt Wehr den Blick auf ein bisher kaum beachtetes, quantitativ aber deutlich größeres Phänomen: die Ausreise ganzer Familien. Auf der Grundlage von Interviews werden die Repressionen deutlich, mit denen die DDR-Führung auf das Bestreben nach Ausreise reagierte, für die es bis Ende 1988 keine legale Grundlage gab. Entsprechend verblieb das Projekt Ausreise in der Regel zwischen den Erwachsenen, die Kinder wurden erst möglichst spät eingebunden. Als einschneidend erinnern diese den Moment, in dem sie von dem Entschluss ihrer Eltern erfuhren. Allen gemeinsam waren die Herausforderungen des Ankommens in Westdeutschland. Wehr beschreibt dies als eine Zeit der „Sprachlosigkeit“ (S. 38), zu deren Überwindung gemeinsame Aktivitäten und das jeweilige biografische Gepäck in Form von Ressourcen und Kapitalien eine wichtige Rolle spielten.

Im Mittelpunkt des Artikels von Uta Bretschneider stehen die sogenannten Umsiedlerkinder, mithin die Kinder der rund 4,3 Mio. Flüchtlinge und Vertriebenen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Ostdeutschland lebten. Im Rahmen ihres 2014 abgeschlossenen Dissertationsprojekts hat Bretschneider lebensgeschichtlich ausgerichtete Interviews mit „Umsiedlern“ und ansässiger Bevölkerung geführt. In ihrem Beitrag zeichnet sie die Erinnerungen an die ersten Jahre in der zunächst „fremden Heimat SBZ“ (S. 50) nach. Die offizielle, strikte Assimilationspolitik setzte enge Grenzen des Sagbaren, da die „Umsiedler“ bereits Anfang der 1950 als erfolgreich integriert galten. Selbst bei einem tatsächlichen, sukzessiven Ankommen im DDR-Staat, etwa durch Bildungsaufstieg, führte dies zu einer erzwungenen „Privatisierung der Flüchtlings- oder Vertriebenenidentität“ (S. 56), die mit Tabuisierungen und psychischen Belastungen einherging.

Sandra Kreisslová und Jana Nosková widmen sich dem Familiengedächtnis bei Heimatverbliebenen in der Tschechischen Republik. Am Beispiel einer Familie zeigen sie auf, wie Geschichte intergenerationell weitergegeben und beständig neu ausgehandelt wird. Eine zentrale Herausforderung stellte hierbei die Sprache dar: Zwischen der älteren, deutschsprachigen Generation und ihren in den 1960er Jahren geborenen, tschechischsprachigen Kindern kam es zu Entfremdungen, die auch die Familiengeschichte in den Hintergrund rücken ließen. Für die Enkelinnen und Enkel konstatieren Kreisslová und Nosková hingegen wieder eine verstärkte Hinwendung zum „deutschen Familienerbe“ bis hin zur Relativierung der NS-Vergangenheit des Urgroßvaters. Dies führt zu neuen Aushandlungsprozessen über die Deutung der Familiengeschichte, die somit in keine konsistente Erzählung mündet.

Susanne Greiter beschließt die erste Sektion des Bandes mit der Frage: Wann ist Geschichte Vergangenheit? Ihre Antwort entwickelt sie auf dem intensiv erforschten Feld „Flucht und Vertreibung“, indem sie sich dem Familiengedächtnis mittels einer methodischen Zweiteilung nähert: Während sie mit den Angehörigen der ersten Generation von insgesamt 18 Familien offene lebensgeschichtliche Interviews führte, befragte sie die zweite Generation gezielt danach, wann und wie die Erinnerungen thematisiert wurden. Als Ergebnis konstatiert sie „plurale Gleichzeitigkeiten“ im Gedächtnisraum Familie“ (S. 99), die von einem Spannungsverhältnis zwischen innerfamiliären Loyalitäten und von diesen abweichenden, individuellen Verortungen gekennzeichnet ist.

Der zweite Abschnitt des Bandes fokussiert auf Umbrüche und den Zusammenhang von Migration, Generation und Wandel. Elisabeth Kirndörfer beschäftigt sich mit zwei Bio-

grafien aus der ostdeutschen Umbruchsgeneration, die zur Zeit des Mauerfalls noch im Kindesalter war. In kritischer Auseinandersetzung mit dem Netzwerk „3te Generation Ostdeutschland“<sup>2</sup> und am Beispiel der Rückkehrmigration in die uckermärkische Stadt Schwedt/Oder argumentiert sie überzeugend, dass sich die Umbruchsgeneration als postmigrantische Generation (Post-1989) fassen lässt, für die die Nachwirkungen von 1989 und ein Zustand des Übergangs, des Uneindeutigen konstitutiv sind.

Die folgenden beiden Beiträge widmen sich verschiedenen Aspekten der postsowjetischen Migration.<sup>3</sup> Stephanie Sommer präsentiert ausgewählte Beispiele einer Generation mobiler Russinnen und Russen, die, in den 1980er Jahren geboren, transnationale Biografien zwischen Sibirien und Deutschland entwickelt haben. Sie entsprechen damit einerseits geradezu idealtypisch dem Generationenverständnis von Karl Mannheim mit seiner Betonung der Bedeutung des Erlebens eines tiefgreifenden Wandels. Zugleich zeugt Sommers Analyse aber von einem hohen Bedürfnis ihrer Protagonistinnen und Protagonisten nach intergenerationaler Kontinuität durch einen ausgeprägten Bezug auf die Sowjetunion bei einer gleichzeitigen Pluralisierung der heutigen Lebensformen. Ein zu enges Verständnis von „Generation“ stößt hier deutlich an seine Grenzen.

Sabine Zinn-Thomas diskutiert den Zusammenhang von Migration und Generation am Beispiel des Gesundheitsverhaltens russlanddeutscher (Spät-)Aussiedlerinnen und Aussiedler. Sie zieht hierfür Interviews heran, die im Rahmen des 2013 bis 2015 von ihr geleiteten Forschungsprojekts „Von der Banja zum Bonusheft?“<sup>4</sup> generiert worden. „Generation“ begreift sie in diesem Kontext als ein Deutungsmuster, das beständig diskursiv und performativ hervorgebracht wird (*doing gender*). Für ihre Gesprächspartnerinnen und -partner illustriert sie dies anschaulich an den Selbst- und Fremdzuschreibungen zwischen den „aufgeklärten Jüngeren“ und den „rückständigen Älteren“, die einerseits der Verortung und Abgrenzung dienen, sich zugleich aber in beständiger Aushandlung befinden.

Judith Schmidt beschließt den zweiten Abschnitt mit einer Analyse des „Zahnrads Saisonarbeit“ (S. 171). Sie arbeitet die Bedeutung von „Generation“ als Ordnungsmuster in den Erzählungen deutscher Landwirte über ihre polnischen und rumänischen Angestellten heraus. In der Selbstbeschreibung der Landwirte fungiert „Generation“ zur Betonung familiärer Traditionen und Erfolgsgeschichten. Dies geht mit einer diskursiven Hervorbringung arbeitsmigrantischer Generationen einher, die kollektiv nach Nationalitäten „geordnet“ werden („die Jugoslawen“, „die Polen“ etc.). Dies geht, nicht überraschend, mit stereotypen und hierarchisierenden Zuschreibungen einher. Um diese zu dekonstruieren und den Arbeitsmigrantinnen und -migranten eine eigene Stimme zu geben, wäre es wichtig gewesen, ebenso mit ihnen zu sprechen. In dem Artikel bleiben sie jedoch, anders als offensichtlich in der filmischen Umsetzung des Themas durch die Autorin,<sup>5</sup> stumm, was ein deutliches Manko darstellt.

2 <https://netzwerk.dritte-generation-ost.de/> [letzter Zugriff: 9.01.2022].

3 Hierzu jetzt grundlegend Jannis Panagiotidis: *Postsowjetische Migration in Deutschland. Eine Einführung*, Weinheim 2021.

4 <https://www.gevera.uni-freiburg.de/> [letzter Zugriff: 9.01.2022].

5 [https://rheinische-landeskunde.lvr.de/de/alltagskultur/alltagskultur\\_filme/saison\\_film.html](https://rheinische-landeskunde.lvr.de/de/alltagskultur/alltagskultur_filme/saison_film.html) [letzter Zugriff: 9.01.2022].

Übergreifendes Thema der letzten Sektion des Bandes sind methodische und theoretische Perspektiven auf die Schnittstellen von Migration und Generation. Eröffnet wird sie mit einem sehr anregenden Beitrag von Anna Flack über „Erkenntnisgewinn durch Scheitern“. Am Beispiel ihrer nahrungsethnologischen Feldforschung bei russlanddeutschen Familien in Barnaul (Westsibirien) legt sie die Schwierigkeiten offen, die beim Bemühen um teilnehmende Beobachtung bei Angehörigen der älteren Generation entstanden. Lebensumstände, die die Menschen ihr nicht mitteilen wollten, spielten hierbei ebenso eine Rolle wie das Bestreben, gerade gegenüber einer Forscherin aus Deutschland, ein bestimmtes Selbstbild und Narrativ zu platzieren. Flack benennt die Enttäuschungen, die für sie damit einher gingen, überführt diese aber zugleich in methodische Überlegungen, welche Lehren aus dem vorläufigen Scheitern gezogen werden könnten und zitiert am Ende Anna Liphardt: „Try again. Fail again. Fail better“ (S. 217).

Svenja Reinke-Borsdorf beschäftigt sich ebenfalls mit Russland, allerdings mit der westlichen Exklave Kaliningrad. Im Gegensatz zum Großteil der deutschsprachigen Forschung präsentiert sie nicht die Sicht der deutschen Vertriebenen und Flüchtlingen auf das frühere Königsberg, sondern greift auf Interviews zurück, die seit Ende der 1980er Jahre mit den russischen Neusiedlerinnen und Neusiedlern (*pereselency*: Umsiedler, Übersiedler) geführt wurden. Gleichzeitig fragt sie nach „den Deutschen“, und zwar nach der Darstellung des Umgangs mit Kindern aus den Reihen der nach 1945 im Gebiet verbliebenen Deutschen. Das Bild fällt deutlich versöhnlicher aus, als es das in Deutschland dominierende Skript der „Wolfskinder“ vermuten ließe. Das ist einerseits ein wichtiges historisches Korrektiv, und Reinke-Borsdorf verweist zugleich überzeugend auf die Relevanz, die den veränderten Bedingungen Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre zukommt, die von der Hoffnung der Überwindung bisher bestehender Grenzziehungen geprägt waren.

Der abschließende Beitrag von Lisa Peppler liest sich zugleich als substantieller Ausblick. Mit ihrem Blick auf türkische Ärztinnen und Ärzte, die in den 1960er Jahren zur Fachausbildung in die Bundesrepublik kamen und nach einigen Jahren in die Türkei zurückkehrten, weitet sie die Perspektive des Bandes in mehrfacher Hinsicht. Sie plädiert dafür, „Migration“ nicht primär aus der Perspektive einer deutschen Nationalgeschichte zu denken, sondern stärker nach den Perspektiven der Akteurinnen und Akteure und nach den Wechselwirkungen mit den Entwicklungen im Herkunftsland zu fragen. Und sie weist zu Recht darauf hin, dass „Generation“ nicht isoliert betrachtet werden kann, sondern mit anderen gesellschaftlichen Ordnungskategorien wie Milieu oder Geschlecht verknüpft ist, und sich erst im Abgleich mit diesen die Reichweite von Generationeneffekten ermessen lässt. Peppers Plädoyer für eine intersektional und transnational verstandene Analysekategorie „migrierte Generation“ eröffnet Perspektiven für die zukünftige Forschung zu „Generation“ und „Migration“, für die der besprochene Band eine wichtige und lesenswerte Wegmarke darstellt.

Hans-Christian Petersen, Oldenburg/Osnabrück

**[Monika] Bednarczuk (Hrsg.): Kulturtransfer in der Provinz: Wilna als Ort deutscher Kultur und Wissenschaft (1803–1832), Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2020, 252 S., ISBN: 9783447114035.**

Die von Michel Espagne initiierten und mittlerweile Legion zählenden Arbeiten zum Kulturtransfer sind immer interessant. Zeigen sie doch, dass sich Ideen und Praktiken nicht automatisch und gleichmäßig verbreiten. Vielmehr nehmen sie zuweilen verschlungene Wege, um von einem zum anderen Ort zu kommen. Oder, was genauso spannend ist: Sie fallen, obwohl sie andern Orts als moderne Ideen enthusiastisch gefeiert werden, trotz prinzipiell vorhandener Kanäle nicht auf fruchtbaren Boden. Genau einem solchen Transfer wandernder Ideen und ihren menschlichen und dinglichen Vermittlern, aber auch den Transferblockaden ist der von Monika Bednarczuk herausgegebene Band zur Wilnaer Universität gewidmet. Dass sich die einzelnen Beiträge auf die deutsche Kultur in der polnisch-litauisch-jüdischen Stadt im Westen des Zarenreiches konzentrieren, erklärt sich mit der gegenüber der französischen bisher deutlich unterbeleuchteten Rolle der deutschen Kultur und Wissenschaft an diesem Ort – von den großen Namen der Literatur- bzw. Philologie- oder Naturgeschichte wie Gottfried Ernst Groddeck oder Georg Forster einmal abgesehen. Zeitlich – und auch diese Wahl leuchtet ein – wird die Periode von 1803 bis zu politisch motivierten Schließung der Universität 1832 in den Blick genommen, sprich von der Umwandlung der vormaligen, bereits in den 1780er Jahren modernisierten Hochschule (*Schola princeps Magni Ducati Lithuaniae*), in eine zarische Universität. In der polnischen und litauischen Forschungsliteratur wurde diese Periode zuweilen als legendenumwobenes Zeitalter der nationalen Dichterfürsten Mickiewicz und Daukantas verklärt, sie gehört deshalb zu den am besten untersuchten Perioden der Universitätsgeschichte. Das Thema des bilateralen deutsch-polnischen Kulturtransfers ist in dieser Zuspitzung und interdisziplinären Betrachtung weitgehend neu, auch wenn wichtige sozial-historische Vorarbeiten zur Wilnaer Universität, wie die über 700 Seiten zählende Studie von Daniel Beauvois, oder zum Kreis der Philomathen bereits vorliegen.

Die einzelnen Kapitel widmen sich verschiedenen Bereichen der „deutschen“ Wissenschaften – der Philosophie (Katarzyna Filutowska), der Literatur (Marta Kopij-Weiß), der klassischen Philologie und Orientalistik (Mirja Lecke) sowie der Naturkunde (Monika Bednarczuk). Als deutsch verstehen die Verfasserinnen den deutschsprachigen Raum, worin auch Österreich und die Schweiz inbegriffen sind.

Welche Antworten formulieren die Autorinnen nach der minutiösen Analyse von Vorlesungsverzeichnissen, Memoiren, Korrespondenzen, Reiserouten, Übersetzungen, Vortragsstilen und Beiträgen (in Zeitschriften) für ihre jeweiligen Bereiche? Welche günstigen oder hemmenden Faktoren sorgten für den jeweiligen Stand der deutschen Wissenschaft bzw. Literatur an der Wilnaer Universität?

Zunächst zur Philosophie, genauer gesagt zum deutschen Idealismus: Die Voraussetzungen für den Transfer dieses Gedankengebäudes waren nicht besonders günstig, hatte die Universität zum einen das alte Erbe einer Jesuitenakademie, zum anderen die oppositionelle Haltung der Aufklärer gegenüber spekulativer Philosophie im Gepäck, so dass vor 1803 nicht Philosophie in ihrer Breite, sondern nur Ethik und Logik gelehrt und vor allem der schottische Empirismus rezipiert wurden. Die vier universitären Protagonisten, die im Zentrum der Untersuchung von Filutowska stehen, können exemplarisch für die un-

verschiedlichen Haltungen gegenüber den Konzepten Kants, Fichtes und Schlegels gelesen werden. Während der Rektor Jan Śniadecki jede spekulative Philosophie ablehnte, war der aus Erlangen stammende Johann Heinrich Abicht den Lehren Kants und Fichtes gegenüber aufgeschlossen. Doch die Sprachbarriere – Abicht sprach kein Polnisch, die Studenten aber nur wenig Deutsch – und sein Vortragsstil erwiesen sich als hinderlich für einen erfolgreichen Ideentransfer. Im Fall des Philosophieprofessors Józef Gołuchowski, einem Studenten und Freund Schellings, waren es politische Gründe, die eine Verbreitung des deutschen Idealismus verhinderten: Gołuchowski, ein für seinen Vortragsstil auch allgemein unter den städtischen Eliten – inklusive Frauen – geschätzter akademischer Lehrer, wurde zunächst mit Verzögerung nominiert und nach nur drei Monaten seiner Tätigkeit im Zusammenhang mit den Prozessen gegen die Studentenbünde 1824 suspendiert. Erfolgreich in der Verbreitung der Ideen Kants und Herders war dagegen der außerhalb der Universität tätige Józef Władysław Bychowiec, der auch Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ ins Polnische übersetzte und in Königsberg drucken ließ.

Für die Verbreitung der deutschen Literatur – die zweite Fallstudie – spielte die Frage der Sprache, ähnlich wie im Fall der Philosophie, eine wichtige Rolle. Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts dominierende klassizistische französische Literatur wurde langsam über französische Übersetzungen aus dem Deutschen (z.B. Schlegel) ergänzt. Für den Transfer hemmend war zunächst, wie im Fall der deutschen Philosophie, die Haltung des Rektors Śniadecki, der nicht nur das deutsche Bildungssystem, sondern auch die Literatur als Universitätsdisziplin geringschätzte und sich darüber hinaus gegen die Gründung einer „deutsche[n] Kolonie“ (S. 72) an einer polnischen Universität aussprach. Eine zentrale Figur für die Entwicklung der Literatur an der Wilnaer Universität war der klassische Philologe und Heyne-Schüler Groddeck, der Begründer der polnischen Altphilologie. Groddeck sorgte nicht nur für eine immense Erweiterung der Bibliotheksbestände, er war der Mitbegründer der „Wiadomości Wileńskie“ („Wilnaer Nachrichten“), einer meinungsbildenden Zeitschrift, und Lehrer später einflussreicher Literaten, die sich zur Geheimgesellschaft der Philomathen zusammenschlossen. Ihr Bewusstsein, hinter den Entwicklungen im Westen zurückzustehen, befeuerte ihre durchaus mühevollen Beschäftigung mit der deutschen Philosophie und Literatur des Sturm und Drang, die sie sich mit Hilfe von Wörterbüchern und über die Lektüre deutscher Intelligenzblätter erschlossen. Die semantisch-diskursiven Schwierigkeiten, die Kopij-Weiß wegen der Unkenntnis der Schriften Kants und Schellings diagnostiziert (S. 88), wirkten dabei hemmend auf den Transfer. Dennoch mündete die Auseinandersetzung mit Bürger, Schiller, Goethe und Herder schließlich über den Weg der Imitation und Aneignung in eine originelle eigene Dichtung, die polnische Romantik, in der die Ballade eine zentrale Rolle spielte. Freiheit, Unabhängigkeit und Brüderlichkeit waren die Werte, die die Dichter des Sturm und Drang und die Wilnaer Literaten ungebrochen teilten. Auch sie waren es, die den Weg der Ideen eines Schlegel von Jena und eines Bouterweck von Göttingen nach Wilna erleichterten.

Göttingen und seine durch Christian Gottlob Heyne begründete Schule der klassischen Philologie war auch der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Klassischen Philologie und Orientalistik in Wilna – der Gegenstand der dritten Fallstudie. Über die Analyse der personalen Netzwerke, vor allem der Lehrer-Schüler-Verhältnisse (Heyne – Groddeck; Groddeck – Lelewel, Chodźko, Sękowski/Senkovskij, Kowalewski/Kovalevskij; Wilhelm Münnich – Antoni Muchliński; Józef Sękowski – Ignacy Pietraszewski) zeigt Lecke, wie die universalis-

tischen Ideen der Göttinger historischen Schule und die enge Verbindung zwischen der Gegenwart und Vergangenheit (Graecomanie) den Grund für eine positive Entwicklung der Orientalistik (tatsächlich unter diesem Namen) in Wilna legten. Darüber hinaus wird deutlich, dass der Transfer gerade durch die Schließung der Universität weiterging, und zwar in das Innere des Zarenreiches: Vier der ehemaligen Wilnaer Alumni wurden Professoren der Orientalistik, Arabistik oder Mongolistik in Petersburg oder Kazan<sup>4</sup>; einige dienten dem Zarenreich auch als Diplomaten. Pietraszewski versah seinen Dienst gegen Ende seines Lebens auch als preußischer Diplomat in Teheran. Die Spezifik der Bevölkerungsverhältnisse im ehemaligen Großfürstentum Litauen – dort lebten Juden und muslimische Tataren – befeuerte auch die „ethnografische“ Beschäftigung der Wilnaer Orientalisten mit diesen „eigenen“ ethnisch-religiösen Gruppen. Das Bild der Orientstudien in Wilna wäre jedoch unvollständig, so Lecke, würde man den nach wie vor großen Einfluss der französischen Orientalistik mit Calude Flauriel oder Silvestre de Sacy außer Acht lassen, die auch dort einen zentralen Referenzpunkt bildeten. Der von Lecke skizzierte Transferprozess erweist sich damit als mehrdimensional: französisch-deutsch-polnisch-russisch.

Welche Resultate zeigt die vierte, mit 57 Seiten umfangreichste Fallstudie zur Geologie bzw. zur Naturkunde, einem Wissenszweig, der bereits in der vorimperialen Ära in Wilna besonders gefördert wurde?

Neben analogen Ergebnissen zu den bereits vorgestellten Fällen, in denen der Wissenstransfer auch in der Naturkunde (hauptsächlich Geologie, Botanik und Zoologie) über Lehrer-Schülerbeziehungen, das Selbststudium, Expertenbesuche auf Reisen, aber auch Exkursionen vor Ort erfolgte, bringt die auf die Mikrogeschichte fokussierte Betrachtung auch Überraschendes hervor: War die als *lingua franca* apostrophierte alte Gelehrtensprache Latein in Schriftform auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts tatsächlich ein erfolgreiches Mittel des Wissenstransfers, so erwies sie sich, wollte man sie als lebendige Sprache nutzen, als problematisch. Im mündlichen Vortrag an der Universität war sie für die aus dem Westen kommenden Wissenschaftler wie Forster eher ein Kommunikationshindernis. Dieser musste „seinen Cicero“ reaktivieren, um dem Vortrag gewachsen zu sein. Für die Zuhörer, die mit der deutschen Aussprache des Lateinischen wenig vertraut waren, war der direkte Vortrag des Experten kein Vorteil, sondern ein unüberwindliches Hindernis.

In der Einschätzung des Naturforschers und Rektors Śniadecki war das Lateinische der modernen Naturwissenschaft auch zunehmend nicht mehr gewachsen. Das Transferproblem war also in vielerlei Hinsicht auch ein Sprachenproblem. Dieses wiederum konnte, wie im Falle der Geologen Stanisław Jundziłł (Stanislovas Jundzilas) und Roman Symonowicz (Romanas Symonavičius) zum Ansporn werden, eine entsprechende Nomenklatur in den vernakularen Sprachen zu entwickeln. Dank dieser Leistung behauptete die zentrale Figur der deutschen Mineralogie des 18. Jahrhunderts, der Sachse Abraham Gottlob Werner, über Lehrbücher, die sein Klassifikationssystem popularisierten, für eine lange Zeit einen festen Platz in der Wilnaer universitären Wissenschaftslandschaft, ohne jemals dort gewesen zu sein. Dies gilt auch für seinen Schüler Alexander von Humboldt, dessen Reisebeschreibungen vor allem über Zeitschriften wie „Dziennik Wileński“ („Wilnaer Tagblatt“) verbreitet wurden und bei den gebildeten Eliten große Popularität genossen. Kehrt man die Transferrichtung einmal um und schaut von Ost nach West, so zeigt sich, dass die Vernakularisierung der Publikationssprache zu einem Transferhindernis wurde. Dies verdeutlicht eindrucksvoll ein Plagiatskonflikt zwischen dem aus Kurland stammenden Zoologieprofessor

Karl Eduard Eichwald, der die Ergebnisse seiner polnischen Kollegen Wojciech Zborzewski und Stanisław Górski in seiner deutschsprachigen Darstellung minimierte oder gar völlig verschwieg. Doch nicht nur das Interesse der Naturforscher sorgte für einen Ideentransfer. Auch die Tatsache, dass sich die im Kreis der Philomathen versammelten jungen Literaten, Mickiewicz eingeschlossen, für die Naturwissenschaften interessierten, beförderte dank der Vermittlung des Mediziners und Zoologen Ludwig Bojanus, eines Darmstädters, den Ideentransfer zwischen Professoren, Studenten und den städtischen Eliten.

Mit den im vorliegenden Band versammelten Studien wird der Anspruch der Herausgeberin über einen biografischen Zugang hinauszugehen und die Vermittlungswege und -medien interdisziplinär und ohne eine dichotome Zentrum-Peripherie-Perspektive herauszuarbeiten, in allen Beiträgen eingelöst. Der Band ist für Leser und Leserinnen nützlich, die mit der allgemeinen Geschichte der Universität Wilna bereits vertraut sind, weil die einzelnen Studien über die bekannten „großen“ Namen eines Humboldt, Mickiewicz, Werner, Heyne oder Goethe hinausgehen. Er mutet anderen, die die sozialhistorischen Verhältnisse dieser besonderen Universität nicht kennen, zu, sich die Informationen zum Teil aus den einzelnen Kapiteln zusammenzusuchen. Das ist kein Makel, sondern eine Feststellung – schließlich geht es hier nicht um eine Einführung. Die interdisziplinäre Perspektive als Zugang zur Frage nach dem Stellenwert der deutschen Kultur leuchtet unmittelbar ein, ließ sich die Literatur dieser Zeit nicht von der Philosophie, und die Dichtung, wie überzeugend dargelegt, nicht von der Naturkunde, trennen. Dieser Ansatz führt zu (unvermeidlichen) Wiederholungen, liest man alle Beiträge nacheinander. Begreift man sie als einzelne Studien, fällt dies nicht auf. Eine Zusammenschau der Ergebnisse würde allerdings die zentralen Figuren des Transfers – den Philologen Groddeck und den Naturkundler Bojanus – deutlicher zum Vorschein kommen lassen. Das wäre vielleicht „biografistisch“ und doch zutreffend.

Als letztes sei noch auf den Titel eingegangen. Lässt sich der Ort, der die gemeinsame Klammer aller Beiträge bildet, wie der Titel und andere Stellen im Buch suggerieren, als Provinz bezeichnen? Und wenn ja, aus wessen Sicht und welcher Position wird dieser Status festgelegt? Gewiss, Forster fühlte sich in eine geistige Wüste versetzt, aber seine Äußerungen fanden bereits seine (nicht nur polnischen) Zeitgenossen ungerecht. Und sicher: Wilna war weder die Hauptstadt des Zarenreiches noch die des ehemaligen Doppelreiches Polen-Litauen. Für die litauische Reichshälfte war sie bis zu den Teilungen Polens allerdings ein unbestrittenes Kulturzentrum und zwar gerade durch die in das 16. Jahrhundert zurückreichende königliche Akademie und die Vermittlertätigkeit der Magnatenhöfe im Großherzogtum Litauen sowie die Tätigkeit der Nationalen Bildungscommission („Komisja Edukacji Narodowej“). Soll die Etikettierung also keine Wiederholung des Rückständigkeitsparadigmas sein, müsste der Referenzrahmen (Warschau, Petersburg, Paris oder Dorpat?) zunächst geklärt und der provinzielle Status anhand klarer Kriterien plausibel belegt werden. Gerade die Karrieren der Wilnaer Orientalisten im Zarenreich widersprechen diesem Befund. Und auch die eingangs festgestellte Augenhöhe (S. 5) der Diskussionen zwischen Petersburger, Moskauer, Wilnaer und westeuropäischen Naturalisten lässt am Titel des Bandes zweifeln. Die in der englischen Zusammenfassung eher versteckte Bezeichnung als „provincial, yet avant-garde“ (S. 217) trifft den Sachverhalt wohl genauer.

Maria Rhode, Göttingen

**Christoph Kienemann: Der koloniale Blick gen Osten. Osteuropa im Diskurs des Deutschen Kaiserreiches von 1871, Paderborn: Schöningh 2018, 310 S., ISBN: 978-3-506-78868-9.**

Kolonialismus ist *en vogue*, oft pervertiert der Begriff jedoch zu einem Schlagwort der kurzatmigen Zeitgeistdebatten oder wird als politischer Kampfbegriff gebraucht. Umso mehr besteht Bedarf an wissenschaftlich-differenzierenden Darstellungen. Eine solche ist die hier anzuzeigende Monografie von Christoph Kienemann, die auf seine Dissertation an der Universität Oldenburg zurückgeht.

Dem Verfasser geht es um Osteuropa, genauer: um den „Diskurs des deutschen Kaiserreiches über Osteuropa“ (S. 8). Die Elle, die Kienemann anlegt, ist die, „ob der Osteuropadiskurs die charakteristischen Merkmale eines kolonialen Diskurses aufweist und den Deutschen damit die Identität einer kolonialen Nation zuweist“ (S. 8). Methodisch bedient sich der Autor sowohl der Stereotypenforschung als auch der Diskursanalyse, um schließlich Gedanken der *postcolonial studies* für sein Thema aufzugreifen.

Nach einem konzisen Überblick über die Forschungslandschaft beginnt die Arbeit mit einer historischen Einführung, bei der vor allem der Abschnitt über die „mental Vorbedingungen“ (S. 18-21) überzeugen kann. Methodologisch fußt das Buch in seinem diskursanalytischen Teil, wie zu erwarten, auf den Schriften Michel Foucaults, wobei die diesbezüglichen Passagen schon fast als Exkurs zu betrachten sind (S. 27-41). Historischer geht es dann bei den Ausführungen zum Kolonialismus zu, durch die nochmals verdeutlicht wird, dass diese Form der Herrschaftsausübung nicht auf überseeische Gebiete beschränkt sein muss, sondern konstitutiv eine asymmetrische Beziehung darstellt und somit unterschiedlichste Regionen zum Zielobjekt haben kann (S. 42-48). Überraschend ist, dass in diesem Zusammenhang den wirtschaftlichen Aspekten keine Aufmerksamkeit geschenkt wird; das wäre vor einigen Jahrzehnten im Zeichen der Imperialismusdebatte („the flag follows the trade“) noch unmöglich gewesen. Ein in den letzten Dekaden stattdessen stark in den Vordergrund gerücktes Analyseinstrument ist die Stereotypenforschung, die auch in dieser Arbeit genutzt wird (S. 49-54).

Der Hauptteil beginnt mit den Raumvorstellungen, die den Begriff Osten (mit)charakterisieren und die, so Kienemann, „eine[n] legitimen kolonialen Anspruch[s] der Deutschen über den Raum Osteuropa“ (S. 56) begründen sollen. Den historischen Anknüpfungspunkt bildet die deutsche Ostsiedlung, über die auch das Kulturgefälle und damit die „koloniale Aufgabe“ definiert und begründet werden kann. Zudem finden sich die bekannten Argumentationsmuster eines „leeren“ Raumes, der seiner kolonialen Urbarmachung harre. Auch wenn diese Narrative teilweise schon seit langem bekannt sind, präsentiert der Autor seinen Stoff in konziser Form und mit einer überzeugenden Argumentation. Von besonderem Interesse ist ein kartografiegeschichtlicher Exkurs, der verdeutlicht, wie sich auch in diesem Bereich die Beschreibungen der deutschen Siedlungs- und Sprachgebiete in Ostmitteleuropa kolonialen Überzeugungen anschlossen (S. 69-80).

Auf den folgenden Seiten geht es um Themenbereiche, die bereits seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Forschung gefunden haben, nämlich die vermeintliche kulturelle Rückständigkeit Osteuropas, u.a. versinnbildlicht in der deutschen Ostkolonisation. Es gelingt dem Autor, die diskursive Dynamik des Prozesses zu verdeutlichen und zu zeigen, wie die deutschen Eigenvorstellungen durch die antinome Wahrnehmung Osteuropas noch

aufgeladen werden (Fortschritt vs. Stagnation, Erfindergeist vs. Nachahmung usw.). Hieraus ergab sich fast zwangsläufig die Wahrnehmung eines kulturellen Gefälles, in dem die Deutschen die Rolle der Kulturträger übernahmen, aus der sie ein Recht – oder besser – die Pflicht zur Kolonisation („white men’s burden“) ableiteten. Unter diesem Diktum stand auch die preußische Polenpolitik nach 1871, bei deren Durchführung sich viele argumentative Rückgriffe auf das „Kulturgefälle“ finden.

Mochten diese kolonialen Versatzstücke im Baltikum und in Polen durchaus ihre Wirkung entfalten, konnte das für eine osteuropäische Macht nicht gelten. Dem Verhältnis zu Russland gilt daher die nächste Analyse des Verfassers, in deren Zentrum der Begriff der Ambivalenz steht. Dies ist eine geschickte Vorgabe, denn in der Tat changierte die deutsche Wahrnehmung zwischen „Angst und Bewunderung“ (S. 124). Paradigmatisch verdichtete sich dieses Bild in der Person Peters des Großen, der einerseits als Erneuerer und Modernisierer, andererseits als „typischer Russe“ (Brüggen, 1887: „[...] war die Natur Peters eine durchaus russische. Er war von heiterem und lebhaftem Charakter. Frohsinnig, gesellig, zutraulich in der Jugend, wurde er später genussüchtig, ausschweifend, zügellos im Vergnügen [...]“, S. 130) geschildert wurde.

Ein weiteres Kapitel widmet sich der „polnischen Wirtschaft“: Es geht also um die wirtschaftliche Entwicklung Osteuropas, vom Autor gut mit dem Anglizismus des *Failed State* charakterisiert. Natürlich dienten diese Diskurse auch der Legitimierung der polnischen Teilungen und atmeten insofern kolonialen Geist, als ihnen das Modernisierungsversprechen einer Kolonialmacht inhärent war. Zugleich wurde die wirtschaftliche Minderwertigkeit immer auch mit dem Fehlen einer fremden (in diesem Fall deutschen) Führungsschicht in Verbindung gebracht. Auch Dekadenzvorstellungen (in Bezug auf den „schuldigen“ polnischen Adel) ließen sich in dieses Erzählmuster einfügen, dessen Bilateralität am besten im Begriff des deutschen Kulturträgertums zu erkennen ist. „Der Aspekt der kulturellen Überlegenheit der deutschen Nation muss als zentral für die Herstellung eines kolonialen Diskurses gesehen werden“ (S. 154). In der Tat sind die Autostereotypen ubiquitär, denn auch die Fähigkeit zur staatlichen Organisation wird als kultureller Gradient verstanden.

Und schließlich stehen die Menschen im Mittelpunkt, genauer ihre vermeintlichen Eigenarten. Es ist wichtig, die rassischen Argumente differenziert zum eigentlichen Kolonialraum zu sehen, „[...] denn im Gegensatz zum Afrikadiskurs war der Osteuropadiskurs offener für eine mögliche Assimilierung der Slawen an die deutsche Nation“ (S. 181). Der Autor weist nach, dass dennoch viele biologisch-rassische Versatzstücke in die Debatten miteinfließen, um eben doch eine „otherness“ der Slawen konstruieren bzw. nachweisen zu können. Von hier ist dann der Sprung in die völkische Ideologie nicht mehr weit – und dementsprechend wurde auch vereinzelt schon von „verweichlichten“ Semiten und „höherstehenden“ Arien gesprochen. Außerdem ist im völkischen Verständnis eine Assimilation *a priori* unmöglich, es geht um den Daseinskampf verschiedener Ethnien. Derlei sozialdarwinistische Argumente belegen, wohin die Reise gehen sollte, und es ist aus dieser Sicht vielleicht wenig verwunderlich, dass ein deutlicher Wandel der Stereotypen etwa um die Jahrhundertwende erkennbar wird. Jede Erörterung der deutschen Vorstellungen von Osteuropa wäre unvollständig, würde man nicht auf die „Ostjuden“ eingehen. Dabei ist mit Kienemann durchaus überraschend festzuhalten: „Die Debatte über die Ostjuden zeigt sich somit nuancierter als der Hauptstrang des Osteuropadiskurses, in dem sich deutlicher die kolonialen Formationen aufzeigen lassen“ (S. 232).

In seinem Fazit zieht Kienemann die Schlussfolgerungen aus der empirisch erarbeiteten Quellenanalyse, nämlich, „[...] dass es sich bei einem großen Teil des deutschen Osteuropadiskurses tatsächlich um einen kolonialen Diskurs gehandelt hat“ (S. 233). Er hält fest, „[...] dass sich das Koloniale im Diskurs auf zwei Ebenen zeigt; einerseits als direkte Debatte über eine tatsächliche koloniale Besiedlung Osteuropas und andererseits die zahlreichen unbewussten Bilder über den Osten, die klare koloniale Züge tragen“ (S. 233).

In einem letzten, „Perspektive und Ausblick“ betitelten Kapitel untersucht der Verfasser die Auswirkungen dieser mentalen Prädisposition für den Kriegsausbruch und die deutsche Besatzungspolitik im Osten. Allerdings konzentriert sich die Argumentation mit der Besatzungspolitik auf einen Bereich, der seit einiger Zeit gut erforscht ist und deutlich koloniale Verhaltens- und Vorgehensweisen aufweist. Schließlich geht es um Kontinuitäten zur Vernichtungspolitik des nationalsozialistischen Deutschland.

Der Autor kommt zu Recht zu einem abwägenden Fazit, das in einigen Details (so wird man den Wandel der deutschen Minderheitenpolitik der Weimarer Republik in Abgrenzung zum Kaiserreich vor allem auf die Grenzabtretungen des Versailler Vertrages und nicht zwingend auf koloniale Diskurse und Radikalisierungen zurückführen) nicht völlig überzeugen kann. Ob man die Vertreibung und Umsiedlung der Deutschen nach 1945 als Dekolonisationserfahrung analytisch erfassen kann, erscheint dem Rezensenten schon allein deswegen als wenig überzeugend, weil die in allen kolonialen Diskursen beschworene Raumerfahrung und Fremdheit (*othering*) schlichtweg nicht zutrifft. Königsberg oder Danzig finden in diesen Begrifflichkeiten keinen Platz, es sei denn man beschränkt sich auf formale Ähnlichkeiten: „Während der Teilung Indiens oder infolge des Algerienkrieges kam es – ähnlich wie bei der Vertreibung der Deutschen – zu einer bedeutenden Neustrukturierung der Bevölkerung durch Flucht- und Vertreibungsbewegungen“ (S. 267). Es erscheint zu weitgehend, „[...] die Geschichte der Vertreibung an die deutsche Kolonialgeschichte anzuknüpfen“, und zwar „als logische Konsequenz aus dem analysierten deutschen Osteuropadiskurs“ (S. 268). So anregend diese Überlegungen sind, eine solche kausale Abfolge schießt deutlich über das Ziel hinaus.

Diese Bedenken ändern nichts an dem grundsätzlich positiven Urteil zum Buch: Sprachlich ist die Arbeit gelungen und auch die Mischung aus Zitaten und Analysen ist als ausgewogen zu bezeichnen. Nur wenn man sich ein eigenes Bild von den originalen Texten machen kann, wird die Argumentation des Autors wirklich nachvollziehbar. Insofern dienen die meist mehrere Sätze umfassenden Zitate vor allem dem Leser für eine eigenständige Bewertung. Sie zeigen aber auch in ihrer teilweise nicht einmal mehr ansatzweise nachvollziehbaren Argumentation, wie stark zeitbezogen historische Forschung immer war und ist. Auch im 21. Jahrhundert sollten wir uns vor allzu großer Selbstgewissheit und zeitgeistigen Strömungen in Acht nehmen.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Domas Kaunas: Martynas Jankus. Tautos vienytojas ir lietuvių spaudos kūrėjas [Kämpfer für die Einheit der Nation und bedeutender Vertreter der litauischen Publizistik], Vilnius: Vilniaus universiteto leidykla 2021, 879 S., mit zahlreichen Illustrationen, Zusammenfassungen in englischer und deutscher Sprache, ISBN 978-609-07-0630-5.**

„Martynas Jankus (1858–1946) ist eine historische Persönlichkeit. Noch zu seinen Lebzeiten wurde er heroisiert, Straßen und Organisationen nach ihm benannt, dem Lebenden ein Denkmal errichtet“ (S. 18).<sup>1</sup> Mit diesem ersten Satz seines Vorwortes deutet der Verfasser die Aufgabe an, die er sich mit seinem opulenten Band gestellt hat: die umfassende Würdigung einer für die neuere Geschichte Litauens und des litauischen Volkes bedeutsamen Person. Domas Kaunas, langjähriger Inhaber des Lehrstuhles für Buchforschung an der Fakultät für Kommunikationswissenschaften der Universität Vilnius ist als Kulturwissenschaftler dazu berufen wie kein Zweiter. Der größte Teil seiner Forschungsarbeiten bezog sich auf Bibliotheks- und Publikationswesen im historischen Preußisch Litauen (alternativ dt. Kleinlitauen; lit. Mažoji Lietuva) und hatte damit wiederholt den Drucker, Lieferanten, Publizisten und politischen Aktivisten Martynas Jankus (dt. Martin Jankus) im Fokus der Untersuchungen. Die jetzt vorgelegte Arbeit stellt also gewissermaßen eine Quintessenz, ein Fazit ausdauernder Recherchen und Quellenanalysen dar.

Die entscheidende Motivation für seine umfangreiche Monografie fand Kaunas offenbar in dem Umstand, dass in Programm und Publikationen zum 100. Jahrestag der Wiedererrichtung der litauischen Eigenstaatlichkeit (1918) zwar der Akteure der nationalen Bewegungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedacht wurde, die Person des Protagonisten Jankus jedoch nicht „aktualisiert“ blieb (S. 19). Dieses so empfundene Versäumnis bot dem Autor den Anlass, ausführlich auf die Annäherung von ostpreußischen Litauern (lit. Lietuvininkai) und dem damals zum Zarenreich gehörenden „Großlitauen“ einzugehen – und das mit Bezug auf die Gestalt des Martynas Jankus und unter den Aspekten der Genese einer litauischsprachigen freien Presse und der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklungen. Damit konnte eine weitgreifende Darstellung historischer Vorgänge an den Ostgrenzen des Deutschen Reiches und in Litauen im Zeitraum zwischen 1871 und 1918 – und darüber hinaus – angestrebt werden; entlang der Biografie der Zentralfigur Jankus und der mit ihr verbundenen Ereignisse und Personen. Ein partiell chronologischer Gang der Untersuchung ist dadurch vorgegeben.

Dem voraus geht ein Überblick des Verfassers über die bisherige Forschung zur Person und ihrer komplexen Tätigkeit mit dem Resultat: „Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die historische Einordnung Jankus‘ nicht umfassend und vielseitig ist; tiefer gehend untersucht ist nur das Thema seiner Arbeit als Verleger und Drucker“ (S. 28). Den vier thematisch zentrierten Teilen des Bandes folgen ein kurzes Resümee und ein umfangreicher Apparat, der neben Namens- und Ortsregistern den teilweise kommentierten Nachdruck einiger Dokumente sowie das Quellen- und Literaturverzeichnis mit 954 Nummern enthält. Letzteres fasst das bibliografisch vermerkte und archivalische Material aus den zahlreichen Anmerkungen zum Text zusammen. Daran lässt sich ablesen, wie Kaunas sich dem Vorhaben näherte, die historische Einordnung seiner Hauptperson umfassend und aus allen

1 Übertragungen der Zitate aus dem Litauischen vom Autor M.K.

relevanten Blickwinkeln, tiefer gehender als bisher jedenfalls, zu erreichen (S. 28). Der Verfasser stützte sich auf größtenteils handschriftliche, teilweise auch gedruckte Quellen aus litauischen, mitunter auch deutschen Archiven und Sammlungen. Nicht zuletzt konnte er Material – viele Photos beispielsweise – aus eigenem Sammlungsbestand nutzen.

Die Ergebnisse akribischer Quellenstudien zeigen sich gleich im ersten Teil des Buches, „Rambyno paunksnėje“ (Im Schatten des Rombinus, S. 31-122), wo es um Herkunft und Lebensumwelt des Martynas Jankus in seinem Geburtsort Bitėnai (lit. Bitėnai) und im Kirchspiel Ragnit geht. Kaunas kann manche frühere Behauptung um die Wurzeln der Familie anhand der Kirchenbucheinträge korrigieren und auch Jankus' Selbstdarstellung als Sohn armer Bauern etwas zurechtrücken. Die formale Bildung auf der „Volksschule“ blieb schon deshalb bescheiden, weil die Kinder auch des Mittelbauern im Sommerhalbjahr in der Landwirtschaft benötigt wurden und der Schulbesuch meistens unterblieb. Was der spätere Autor, Drucker und Verleger an Bildung erwarb – und das war nicht wenig –, eignete er sich autodidaktisch durch Lektüre an. Insgesamt kann Kaunas mit Nachrichten auch über Herkunft und familiäre Verhältnisse der Ehefrau und der Nachkommen einen lebendigen Eindruck vom privaten und gesellschaftlichen Leben einer kleinlitauischen Familie vor der Wende zum 20. Jahrhundert vermitteln. Die Erfahrung der Verschleppung nach Russland im Ersten Weltkrieg teilte die Familie Jankus mit zahlreichen anderen Bewohnern Ostpreußens. Dass sie allerdings 1919 offenbar ohne staatliche Entschädigung blieb, war vermutlich der Positionierung des Politikers für den Anschluss Preußisch Litauens an Litauen geschuldet (S. 121).

Im zweiten Teil der Untersuchung, „Viešojoje erdvėje“ (Im öffentlichen Raum, S. 125-344), breitet der Verfasser eben diese politische Biografie des gern in Litauen so genannten Patriarchen Kleinlitauens aus. „Jankus hielt sich eher für einen politischen Aktivist als für einen Kulturschaffenden“ (S. 127), schätzt er dessen Selbstwahrnehmung ein. Abgesehen von Jankus' Erinnerungen und Tagebuchaufzeichnungen kann er dabei auf den erhaltenen Briefwechsel mit allen litauischen und kleinlitauischen Weggefährten und deren Memoiren zurückgreifen. Kaunas sieht den Agitator und Wahlkämpfer durchaus kritisch in seiner Schroffheit im Umgang mit Gegnern und Mitstreitern und in der Widersprüchlichkeit seiner politischen Positionen. Durchgehend, so zeigt die eingehende Darstellung, bleibt jedoch das Engagement für die Einheit des litauischen Volkes. Bedeutung und Nachruhm des Druckers und Verlegers sind zuerst mit seiner Beteiligung an Entstehung, Druck und Vertrieb der vor allem für Russisch Litauen (lit. Didžioji Lietuva) bestimmten Zeitschrift „Aušra“ (Morgenröte) verknüpft. Dem und der Verbindung zu den daran beteiligten Persönlichkeiten – J. Basanavičius, J. Mikšas, J. Šliūpas, A. Vištelis – widmet Kaunas einige Aufmerksamkeit; ebenso wie den von Jankus unterstützten kleinlitauischen Politikern V. Bruožis, J. Smalakys, J. Vanagaitis und D. Zaunius. Nicht eingebunden war Jankus, das macht die Untersuchung deutlich, in das kirchliche und religiös-pietistische Milieu seiner kleinlitauischen Umgebung – sehr zum ökonomischen Nachteil seines Druckereiunternehmens. Insgesamt bietet dieser Teil des Buches umfassende Einsicht in Absichten und Aktivitäten der in mancherlei internationale Bewegungen eingebundenen preußisch-litauischen Politiker bei ihrem Kampf für den Erhalt des „sterbenden Volkes“ (lit. „už mirštančią tautą“, S. 129) und die „Wiedergeburt“ der Nation. Wenig bekannt in Deutschland dürfte Jankus' Einsatz für den Bau der Luisenbrücke von Tilsit über die Memel sein, der infolge der von ihm geförderten Petitionen 1904–1907 zustande kam (S. 254 f.).

War Jankus schon zu dieser Zeit seines politischen Engagements vor 1914 einigen Repressionen der Behörden des Deutschen Reiches unterworfen, so setzte er sich mit dem Ende des Ersten Weltkrieges und seiner oft dokumentierten Option für einen Anschluss Preußisch Litauens an die Republik Litauen erst recht heftigen Angriffen seiner deutschorientierten Umgebung aus. Kaunas zeichnet den Weg des Politikers über die von ihm mitunterzeichnete Deklaration von Tilsit („Pareiškimas“ oder „Tilžės aktas“, 30.11.1918), seine Kooptierung 1920 in die „Taryba“ (Landesrat) Litauens und seine maßgebliche Beteiligung an der Deklaration des Obersten Hilfskomitees Kleinlitauens („Vyriausiasis Mažosios Lietuvos gelbėjimo komitetas“) vom 19. Januar 1923 kritisch begleitend in allen Einzelheiten nach. Mit der Eingliederung des autonomen Memelgebietes in die Republik Litauen im gleichen Jahre endete dann – so könnte man sagen – die Rolle von Jankus als politische Persönlichkeit der deutschen Geschichte – in die er dann vor seinem Lebensende erzwungenermaßen zurückkehrte.

Nicht von ungefähr gliedert Kaunas auch die Tätigkeiten des Protagonisten auf eher kulturellem Gebiet in diesen zweiten Teil seiner Darstellung ein. Ob dessen Rolle beim Verein „Birutė“ oder seine Mitwirkung im Komitee zur Vorbereitung und Beteiligung der Kleinlitauer an der Weltausstellung in Paris 1900 oder bei der Gründung eines ethnografischen litauischen Museums in Tilsit – Jankus wird immer auch mit politischem Bedacht tätig. Und nicht zuletzt, mit seiner Förderung litauischer Literatur und Schrifttums, auch im eigenen ökonomischen Interesse. Beim Rückgriff auf die autobiografischen Zeugnisse zur Entwicklung der politischen Positionen Jankus‘ im Laufe der Veränderungen in Deutschland und Litauen bleibt Kaunas in kritischer Distanz. Er sieht hier noch eine Forschungslücke mit Auswirkungen auf die öffentliche Würdigung der Person in Litauen: „Jankus‘ Erinnerungen harren noch ihrer Forscher und Nutzer. Ihre Auswertung ist noch minimal“ (S. 343).

Im Zentrum des dritten Teils des Bandes, „Leidėjas ir spaustuvininkas“ (Der Verleger und Drucker, S. 345-645), steht die mühevoll und durchaus oft gefährliche Arbeit des Kulturschaffenden unter den Bedingungen der im Regierungsbezirk geltenden Polizeiverordnungen, insbesondere der Zensur. Die bekam er regelmäßig zu spüren, spätestens seit er in Ragnit 1889 begann, mit dem Betrieb einer eigenen kleinen Druckerei zu produzieren. Nach seinen eigenen Angaben wurde er mindestens 27 Mal wegen Verstoßes gegen die Pressegesetze zu Geldstrafen oder Haft verurteilt (S. 349). Den wesentlichsten Teil der gewerblichen Tätigkeit Jankus‘ ordnet Kaunas der Herstellung von Periodika zu, die sowohl für Preußisch Litauen als auch für die Litauer jenseits der russischen Grenze gedruckt wurden (S. 399). Mit der Herstellung waren – teilweise im Einmannbetrieb – redaktionelle Arbeit und Vertrieb verbunden. Als Folge des Druckverbotes in lateinischer Schrift in Litauen musste die für die dortigen Leser bestimmte Produktion über die Grenze geschmuggelt werden. Aus deutscher behördlicher Sicht bewegte Jankus sich damit weitgehend auf illegalem Terrain. Kaunas kann uns bisher nicht bekannte Informationen über Auflagen, Abonnenten, das Vertriebsnetz – bis Nordamerika – und die Wege der „Bücherträger“ in den russischen Herrschaftsbereich bieten (S. 516 ff.), aber ebenso Fakten zu den mehrfachen finanziellen Katastrophen des Geschäftsmannes. Die Aufhebung des Druckverbotes in Litauen 1904 erforderte eine Umorientierung des Unternehmers. Seine Druckerei, seit 1893 in Bittenehen, im eigenen Gebäude ansässig, wurde zur Basis der sozialdemokratischen litauischen Presse.

Der vierte Teil der Monografie, „Valstybės ir Mažosios Lietuvos reprezentantas“ (Der Repräsentant des Staates und Kleinlitauens), widmet sich der öffentlichen Persönlichkeit

Martynas Jankus, ihrer Bedeutung für Kleinlitauen und die Republik Litauen (S. 647-741). Der Autor weist auf die zahlreichen offiziellen, auch internationalen Ehrungen hin: „[...] aber im Bewusstsein des Volkes verblieb er mit den Titeln ‚Patriarch Kleinlitauens‘ und ‚Hüter des Rombinus‘“ (S. 649). Der litauische Staatspensionär (ab 1925) wurde nicht zuletzt geehrt wegen seiner politischen und publizistischen Tätigkeit für die Angliederung des Memelgebietes an die Republik, seiner Teilnahme an den Verhandlungen zur Zukunft des Memelgebietes in Paris 1923 und seiner Besuche in den USA (1926 und 1930) mit dem Versuch, Nordamerikas Litauer für wirtschaftliches Engagement im Memelgebiet zu gewinnen (S. 670 ff.). Vorgestellt wird in diesem Überblick auch die Situation des mindestens mit seiner Korrespondenz immer noch Unermüdlichen nach dem „Anschluss“ des Memellandes an das Deutsche Reich 1939, seine Übersiedlung in die damalige Hauptstadt der Republik, nach Kaunas, die kurzfristige Rückkehr nach Biržonai 1944 und die Evakuierung ins Reich, die den Hochbetagten auf langer Flucht schließlich mit seiner Familie über Kolberg (November 1944 – März 1945) nach Flensburg ins DP-Lager führte, wo er am 23. Mai 1946 verstarb.

Dem Nachlass des Druckers und Verlegers konnte Kaunas so weit wie möglich folgen. Ein bedauerliches Ergebnis seiner Nachforschungen: So weit Jankus sein Archiv bei seinem Rückzug aus dem Memelgebiet in Biržonai zurücklassen musste – ein großer Teil, darunter das Archiv der „Aušra“, war bereits 1925 der Universität in Kaunas übergeben worden –, ging es offenbar durch fremde Aneignung und Brand verloren, ebenso wie die persönliche Bibliothek (S. 726). Hier sieht der Verfasser noch eine Forschungsaufgabe für die Zukunft: Über den einstigen Bestand der Bibliothek ist bisher wenig bekannt (S. 654). Beklagenswert auch, dass von der reichhaltigen Produktion der Druckerei Jankus selbst in Archiven und Bibliotheken Litauens nur noch wenige Exemplare – mitunter auch nicht eines – zu finden sind.

In seinem abschließenden Resümee kommt Kaunas zum wohl wesentlichsten Resultat seiner Arbeit: „Im Vergleich mit anderen Beteiligten auf dem politischen Felde Kleinlitauens lässt sich feststellen, dass Jankus durch sein ganzes wechselvolles Leben wie kein anderer der konsequenteste Schrittmacher der Annäherung beider Teile der Nation war“ (S. 744). Allein der Hinweis des Autors auf die zahlreichen Konflikte des Vorkämpfers Jankus mit den deutschen Behörden – 40 Verfahren, 27 Verurteilungen (S. 743) – macht auf den, aus deutscher Sicht, größten Nachteil des opulent ausgestatteten Buches aufmerksam: Es ist, wie selbstverständlich naheliegend, litauisch geschrieben – und damit in einer Sprache, die nicht wirklich vielen Menschen in Deutschland zugänglich ist, und nur ganz wenigen Historikern. Darüber kann nur die relativ ausführliche Zusammenfassung in deutscher Sprache (S. 808-813) etwas hinwegtrösten. Der Umstand scheint dem Referenten umso bemerkenswerter, als die Publikation immanently einen Beitrag zur deutschen Geschichte bietet, speziell zur Geschichte Ostpreußens und seiner ethnischen Minderheiten während mehr als einem halben Jahrhundert nach der Reichsgründung 1871.

Historikern und auch Kulturhistorikern fällt es häufig schwer, innerhalb ihrer Darstellungen und Urteile einen Perspektivwechsel vorzunehmen. Die Schwierigkeit war offensichtlich auch Kaunas bewusst, wie er in seiner Einleitung (S. 28) zu erkennen gibt. Gleichwohl ist die Untersuchung zugestandenermaßen einschlägig interessengeleitet, sie sieht ihren Protagonisten und seine Wirksamkeit als wesentliches Element der jüngeren litauischen Geschichte, und zwar der Neuformierung der litauischen Nation und des Staates nach der langen Epo-

che politischer und sogar kultureller Fremdbestimmung. Unter dieser Voraussetzung geht der Autor durchgehend kritisch mit der Person und den Quellen um und kann so manche ältere Beurteilung und Faktenbehauptung korrigieren. In deutscher historischer Sicht würde Jankus gewiss anders wahrgenommen als in Litauen, wenn man sich seiner Person denn tatsächlich ausführlicher annähme.<sup>2</sup> Seine publizistische und politische Tätigkeit nahm schließlich eindeutig separatistischen Charakter an. Und Separatisten sind, außerhalb ihrer Gefolgschaft, nirgendwo beliebt. Jankus selbst sah sich des „Hochverrats“ beschuldigt, ein Diktum, das angesichts seiner Aktivitäten fast unvermeidlich erscheint, reichten sie doch mitunter über den engeren kleinlitauischen Kreis hinaus in die nationalen Bewegungen der Nachbarvölker. Es gibt also guten Grund, dem Band – die Schwierigkeiten bei der Rezeption berücksichtigt – auch im deutschen Sprachraum womöglich etwas Aufmerksamkeit zu widmen.

Manfred Klein, Bad Honnef

- 2 Martin Jankus findet in deutschen Veröffentlichungen selten Berücksichtigung. Bei E.-A. Plieg: *Das Memelland 1920–1939*, Würzburg 1962, wird er gar nicht erwähnt. Einige Ausnahmen: In negativer Konnotation nennt ihn H.A. Kurschat: *Das Buch vom Memelland*, Oldenburg 1968, S. 159, 171, 483, in M. Hellmann: *Grundzüge der Geschichte Litauens und des litauischen Volkes*, 2., durchgesehene Aufl., Darmstadt 1976 wird Jankus u.a. mehrfach im Zusammenhang mit der „Aušra“ und den anderen Periodika genannt, S. 109, 117, 119. Im Zusammenhang mit Spitzelberichten über litauische Veranstaltungen im Memelgebiet an deutsche Behörden wird Jankus erwähnt bei J. Tauber: *Überlegungen zur Bedeutung der kleinlitauischen Bewegungen in Ostpreußen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, in: R. Traba (Hrsg.): *„Selbstbewusstsein und Modernisierung. Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg“*, Osnabrück 2000, S. 111–125. A. Kossert: *Ostpreußen. Geschichte und Mythos*, München 2005, widmet Jankus einen kleinen Absatz (S. 232) bei der Darstellung der kleinlitauischen Bewegungen.